

Die Kunst des Abschieds

Ehepartner planen ihre Beerdigung selbst, eine Trauerfeier überzieht, das liebste Halstuch muss mit ins Grab: Alltag für die Bestatterin Theresa Drews, die nach eigenen Regeln arbeitet

VALENTIN WÖFLMAIER



Die Bestatterinnen haben wenig Zeit, um die Friedhofskapelle vorzubereiten.



Führt seit 20 Jahren ihr eigenes Bestattungsunternehmen: Theresa Drews LAURYN ZOE HINSCHE (2)

Wir stehen zu viert in einem kleinen Zimmer. Die Bestatterin Theresa Drews, zwei Männer des Fuhrunternehmens und ich. Auf dem Bett liegt der dünne Körper von Frau Schmidt*. Ihr Kopf ist zur Seite gedreht, die Haut gelb. „Ich weiß, dass Ihnen das lieber ist. Aber das geht wirklich nicht, Frau Drews“, sagt einer der beiden Männer. Die Bestatterin will den Körper von Frau Schmidt ohne Tuch in den Sarg heben. Die Männer bestehen darauf, dass er in ein Tuch gewickelt wird, weil der Raum zu klein ist, sagen sie. Frau Schmidt sei doch kein Sack Fleisch, wird Theresa Drews später sagen.

Vor dem Zimmer wartet eine Angehörige, die Frau des Neffen von Frau Schmidt. Der Neffe ist unten geblieben, in der Lobby des Pflegeheims. Beide, der Neffe und seine Frau, haben verheulte Augen, wirken angespannt, sprechen kaum. Als wir ankommen, fragt Theresa Drews ihn zweimal, ob er nicht mit nach oben kommen wolle, oder zumindest den Sarg nach draußen begleiten. Er schüttelt den Kopf. Den Sarg wird er später dennoch begleiten.

Theresa Drews ist seit 25 Jahren Bestatterin, seit 20 Jahren führt sie ihr eigenes Bestattungsunternehmen in Berlin-Charlottenburg. Ihr Beruf erfülle sie voll und ganz, sagt sie. Und sie hat schon früh Dinge anders gemacht als andere Bestatter. Als ich sie anrufe, um zu fragen, ob ich sie einen Tag lang begleiten kann, ist ihre einzige Auflage, ich solle mich gepflegt kleiden.

Am nächsten Tag stehe ich um 8.30 Uhr im Sakko vor ihrem Büro in der Mommsenstraße. In die schwere Granitfassade des Hauses sind hohe Fenster eingelassen. Auf der linken Seite hängt vor cremefarbenen Vorhängen ein Banner mit einer Achtsamkeitsübung, auf der rechten ein Zitat von Augustinus: „Die Tränen rannen herab, und ich ließ sie ungehindert fließen, wie sie wollten, und machte aus ihnen ein Ruhekissen für mein Herz.“

Sie wollen ihre Kinder entlasten

Theresa Drews begrüßt mich freundlich und mit wachem Blick. In ihrer Aussprache hört man die gebürtige Freiburgerin. Der erste Termin an diesem Tag ist ein Vorsorgegespräch mit dem Ehepaar Hecht*, zehn Minuten Fußmarsch entfernt. Das Ehepaar, Mitte 80, möchte die eigene Bestattung planen, um die Kinder zu entlasten.

Die Wohnung ist groß und üppig eingerichtet. An den Wänden hängen Kunstdrucke, in den Schränken stehen Lexika und Geschirr-Sets. Auf dem Sofa liegt ein handbesticktes Kissen, das einen Hecht zeigt – ein Motiv, das sich auch auf einigen der Bilder wiederfindet und in kleinen Figuren, die hier und da auf den Schränken stehen. Später wird Theresa Drews vorschlagen, einige der Figuren an die Trauernden zu verschenken oder bei der Trauerfeier neben die Urne zu stellen.

Frau Hecht bietet Wasser und Tee an, Theresa Drews lehnt dankend ab – um mit voller Konzentration sprechen zu können, sagt sie nachher. Sie fragt das Ehepaar, auf welchem Friedhof die beiden bestattet werden wollen. In der Nähe der Tochter oder in der Nähe der Wohnung, weil einer der beiden vermutlich vor dem anderen sterben wird und es dann nicht so weit hätte. Sie fragt, ob die Trauerfeier am Sarg vor der Einäscherung stattfinden soll oder erst an der Urne, und wieviele Trauerkarten gedruckt werden sollen.

Dabei hakt sie nach, hört zu, bietet unterschiedliche Perspektiven an: Wo fühlen Sie sich heimisch? Wieviele Menschen, die Sie kennen, leben denn noch? Eine Verabschiedung am Sarg sei meistens ein schöner Zwischenschritt, aber neben den deutlich höheren Kosten auch ein zusätzlicher Weg für denjenigen, der übrig bleibt.

In klarer Handschrift notiert Drews die Antworten. Als es um die Kleidung geht, die den beiden angezogen werden soll, sagt Frau Hecht: „Bloß kein Rock.“ Dann Blick zu ihrem Mann. „Selbst wenn du das willst.“ Theresa Drews lacht. Wie überhaupt viel gelacht wird an diesem Tag. Und sie notiert: Kein Rock.

Dann spielt Drews auf ihrem iPhone das Lied ab, das sich Frau Hecht für ihre Bestattung wünscht: „Von guten Mächten wunderbar geborgen“. Herr Hecht hatte ohnehin schon die ganze Zeit Tränen in den Augen, jetzt weint auch Frau Hecht.

Häufig, wenn Theresa Drews etwas sagt, beginnt sie mit Einleitungen wie: „Ich muss

Ihnen was sagen“, „Darf ich Ihnen den Ablauf beschreiben?“ oder: „Ich möchte etwas sagen, was mir auffällt“. Danach ist sie direkt und klar. Wenn sie etwas bei ihrem Gegenüber wahrnimmt, spricht sie es an. „Ich glaube, Ihre Frau ist noch nicht ganz entschieden.“ Oder: „Das rührt Sie jetzt.“ Oder: „Wenn wir vier hier fertig sind, dann trinken Sie beide noch einen Schnaps. Heute müssen Sie noch nicht traurig sein.“

Am Ende verständigen sich die Hechts mit Theresa Drews darauf, dass sie einen Brief mit Vorschlägen und einer Kostenliste schicken wird. Unverbindlich. Das Gespräch hat genau eine Stunde gedauert.

Als Theresa Drews sich selbstständig machte, war sie eine von nur wenigen Frauen in der Branche. Ach, eine Frau, habe es damals immer geheißt. Sie habe Dinge auch anders gemacht, als damals üblich war: Sie fuhr als Bestatterin mit zur Abholung des Verstorbenen, bot Kerzenrituale an oder die Möglichkeit, dass Angehörige die Urne selbst zum Grab tragen, wenn sie möchten. Dinge, die heute bei vielen Bestattern Selbstverständlichkeiten sind.

Es stimmt auch nicht mehr, dass vor allem Männer Bestatter werden. 2023 waren 57 Prozent der Auszubildenden in diesem Beruf Frauen. Überhaupt boomt der Beruf. Die Zahl der Auszubildenden hat sich seit 2013 verdoppelt. Und das, obwohl eine Ausbildung nicht einmal eine Voraussetzung dafür ist, sich Bestatter zu nennen.

Auch Theresa Drews nimmt die vielen neuen Bestatter wahr, viele davon im Billigsegment. Eine Tendenz, die sie kritisch beurteilt. Nicht nur wegen der wachsenden Konkurrenz. Das Friedhofspersonal, die Leute im Krematorium: Alle beschwerten sich. „Die haben das Handwerk nicht gelernt, die schreiben sich das Wort ‚Bestatter‘ einfach aufs Klingelschild und dann los.“

Zwanzig Minuten Autofahrt von den Hechts entfernt: Wir kommen zu dem Pflegeheim, in dem sich die Wohnung von Frau Schmidt befindet. Die Männer des Fuhrunternehmens sind schon da. Sie sind jung, Anfang zwanzig vielleicht. Theresa Drews scherzt mit ihnen, dann lässt sie sich eine Handnummer geben, um sie später nach oben zu rufen. Und sie bittet sie, pietätvoll zu kommen.

„Natürlich, Frau Drews“, sagen die Männer. Mit der Frau des Neffen betreten wir die Wohnung. Theresa Drews geht in das Zimmer, in dem Frau Schmidt liegt. Sie beugt sich über ihr Gesicht und streicht ihr vorsichtig über den Kopf. „Sie sieht erschöpft aus“, sagt sie.

Die Frau des Neffen nickt. Auf dem Küchentisch liegt ein Zettel, auf dem in Handschrift steht: „Ich möchte nicht ins Krankenhaus. Ich möchte sterben.“ Als Theresa Drews den Zettel sieht, greift sie sich an die Brust. „Oh Gott“, sagt sie.

Gemeinsam suchen sie und die Frau des Neffen Kleidung für Frau Schmidt aus. Etwas Elegantes soll es sein. Theresa Drews fragt nach einem Foto der Verstorbenen, fragt, wie sie die Haare getragen hat, wo der Scheitel war – links oder rechts? Und sie fragt nach dem Halstuch auf dem Foto. Ihr Lieblingshalstuch, sagt die Frau des Neffen. Wir durchsuchen kurz zu dritt die Wohnung und finden es in der Garderobe. Erst dann ruft Theresa Drews die Männer mit dem Sarg nach oben.

Später im Auto ist Theresa Drews unsicher. Wegen der Anspannung der Angehörigen. „Sie

haben mich nicht rangelassen“, sagt sie. „Ich glaube, wir haben alles richtig gemacht. Aber ich glaube, sie hatten nicht das Gefühl, dass wir alles richtig gemacht haben.“

Unsere letzte Station an diesem Tag ist eine Beisetzung. Es ist ein sonniger Tag, die Bäume werfen lustige Schatten auf den Friedhof. Theresa Drews' Angestellte Heike Pieper betreut die Beerdigung, Drews und ich unterstützen sie. Heike Pieper ist erst seit einem Jahr dabei, Quereinsteigerin, etwa 20 Jahre jünger als Drews. Wir laden Blumen und Kerzen aus dem Kofferraum, eine Staffelei, ein großes Porträtfoto des Verstorbenen. Die beiden, Drews und Pieper, triezten sich wie alte Freundinnen. Später helfen wir beim Aufbau in der Kapelle, verteilen die Notenzettel an die Gäste.

Als ich Theresa Drews frage, was sie sich von uns als Gesellschaft beim Umgang mit dem Tod wünsche, lacht sie. Das sei ja fast eine philosophische Frage. Dann wird sie ernst und überlegt einen Moment. Auch wenn sie mit ihren Kunden spricht, hat sie oft diesen kleinen Moment des Innehaltens, um die Frage, die man ihr stellt, genau beantworten zu können. Sie wünsche sich, dass Begräbnisse wieder deutlicher machten, dass wir uns als Gemeinschaft von einem Menschen trennen, sagt sie dann.

30 Minuten pro Trauerfeier

„Wir kommen auch immer mehr in die Richtung, dass die Angehörigen die Urne des Vaters am liebsten zu Hause hätten. Aber was ist mit den Geschwistern, den Nichten und Neffen? Und dann gab es vielleicht noch einen engen Freundeskreis. Alle haben ihn geliebt. Niemand weiß, ob du ihn mehr geliebt hast als ein Golfkumpel, der vielleicht sowieso heimlich schon Jahre in ihn verliebt war. Wenn es ein schönes Grab gibt, kann da jeder hin.“

Der Diakon, der die Trauerfeier leitet, wirkt nervös. Wir stehen zu viert vor der Kapelle. Die Feier vor uns dauert zu lange. Wir haben 26 Minuten Zeit, um die Kapelle herzurichten. Mietet man nicht zwei Slots, hat man eine halbe Stunde pro Trauerfeier und eine weitere halbe Stunde zwischen den Trauerfeiern für den Auf- und Abbau. Weil dann auch noch eine Angehörige zu spät kommt, fangen wir mit Verspätung an.

Ich sitze mit Theresa Drews in der letzten Reihe, Heike Pieper sitzt vorn, von wo aus sie eine Bluetoothbox bedient. Musik vom Band, billiger und den meisten Menschen lieber als Orgelmusik, Drews und Pieper finden das fürchtbar. Zwischendurch spielt der Diakon auf der Gitarre, wir singen mit. Es ist das Lied, das sich auch Frau Hecht gewünscht hat. „Von guten Mächten wunderbar geborgen“, Drews zufolge ein Klassiker bei Begräbnissen.

Drei Minuten bleiben noch. Theresa Drews wird nervös. Stumm zeigt sie ihrer Kollegin drei Finger. Dann ist die Zeit abgelaufen, der Diakon spricht noch immer. Und die Enkelin wollte auch noch etwas sagen. Theresa Drews verschwindet nach draußen, um mit dem Bestatter zu verhandeln, der nach ihr dran ist. Sie hat Glück, es ist eine stille Beisetzung, die braucht wenig Zeit, Daumen hoch.

Der Diakon bittet die Enkelin nach vorn. Sie sagt ein paar Worte, dann liest sie einen Brief vor, den ihr Opa an sie geschrieben hat. Die Leute schniefen. Theresa Drews blickt lächelnd zu mir. „Ist das schön“, flüstert sie.

„Die haben das Handwerk nicht gelernt. Die schreiben sich das Wort ‚Bestatter‘ aufs Klingelschild und dann los.“